

Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hrsg.)

Stefan Bauernschmidt, Werner Bellwald, Christine Bischoff, Fritz Böhler, Miriam Cohn, Florian von Dobeneck, Sandra Eckardt, Eva-Christina Edinger, Simone Egger, Francesca Falk, Esther Gajek, Monika Götzö, Cornelia Helfferich, Melanie Keding, Oliver Kiefl, Gertraud Koch, Walter Leimgruber, Eva-Maria Lerche, Anna Lipphardt, Michel Massmünster, Nora Mathys, Ina Merkel, Sebastian Mohr, Gabriela Muri, Torsten Näser, Karoline Oehme-Jüngling, Jacques Picard, Martin Reinhart, Pierrine Saini, Simone Sattler, Thomas Schärer, Klaus Schriewer, Marketa Spiritova, Andrea Vetter, Roman Vitt, Markus Walz, Laura Wehr, Carmen Weith, Jens Wietschorke, Sabine Zinn-Thomas

Methoden der Kulturanthropologie

Haupt Verlag

Sich selbst in den Text schreiben

von Michel Massmünster

Am 26. März treffe ich mich erstmals mit dem Präsidenten der Turbojugend Basel. Ab 20 Uhr sitze ich im Wohnzimmer seiner Kleinbasler Altbauwohnung. (...) Die Lautsprecherboxen der Stereoanlage unterlegen unser Gespräch mit den schnellen und heiteren Punkrocksongs der Groovie Ghoulies vom Album «Fun In The Dark». Nachdem ich mein Forschungsvorhaben kundgetan habe, frage ich, wann sich die Turbojugend Basel jeweils treffe. Der Präsident nimmt einen Schluck Bier und hebt zur Beantwortung meiner Frage an: Es sei eben so, dass man im letzten halben Jahr nicht sehr viel unternommen habe. Aber man wolle sich ohnehin wieder vermehrt treffen. Er hätte halt karrieremäßig ziemlich vorangemacht und da habe dann die Zeit gefehlt. Irgendwann an diesem Abend markiert der Sänger der Groovie Ghoulies das Ende des vierten Songs: «I wanna rock'n'roll every night, and sleep through every day-ay!» Was jedoch sicher sei, fährt der Präsident fort, im Juli fänden die vierten Welt Turbojugend Tage in Hamburg statt. Da gehe er auf jeden Fall hin und vielleicht kämen noch andere Basler mit. In nächster Zeit sei außerdem eine Art Benefizveranstaltung in Zürich – organisiert von einem Mitglied der Turbojugend Zürich. Dem wollten sie sein Piercing- und Tätowierstudio schließen und jetzt sammle er mit dieser Party Geld für die Verfahrenskosten. Es sei klar, dass man da hinfahre.¹

Die Situation, an die ich mich hier zu erinnern versuche, ergab sich im Rahmen meiner Forschung über die *Turbojugend Basel*. Die erwähnten Ausführungen des Präsidenten zeigen, dass jenes, was ich in der Folge mit der *Turbojugend Basel* erlebte, nichts ist, das auch unabhängig von mir und meiner Forschung so stattgefunden hätte. Habe ich durch mein Interesse an der *Turbojugend Basel* diese wiedererweckt, nachdem sie ein halbes Jahr inaktiv war? Welche Bedeutung haben dann meine Daten? Wie werde ich diesen Fragen beim Schreiben eines wissenschaftlichen Textes gerecht? Und wie bringe ich all die analytischen Ansätze zu dieser Situation, welche ich beim Verfassen von

Feldnotizen, Beobachtungs- und theoretisierenden Gedächtnisprotokollen generiere, in einen kohärenten Text? Wie gehe ich mit meinem Gefühl einer inneren Zerrissenheit um, das beim Schreiben immer wieder in mir hochkommt – einer Zerrissenheit zwischen meiner Hinwendung zu den Forschungserfahrungen und einer Suche nach Erklärungsmodellen in geordneten, ordentlichen und einordnenden theoretischen Abhandlungen? Erzeuge ich beim Schreiben eine anmaßende Überinterpretation, wenn ich die Songzeile *I wanna rock'n'roll every night* nenne, nachdem ich im Text die Aussage paraphrasiere, dass im letzten halben Jahr für die *Turbojugend* die Zeit fehlte? Wie gehe ich beim Schreiben mit solchen Setzungen um?

Der vorliegende Beitrag geht darauf ein, wie ethnografisch Forschende sich selbst konsequent in eine kulturanthropologische Arbeit schreiben können, ohne eine unreflektierte Selbstthematisierung zu bedienen. Wann ist das «Ich» für das Nachvollziehbarmachen eines Arguments oder einer Interpretation hilfreich? Welche Funktionen nimmt das selbstthematisierende Schreiben im Argumentationsstrang ein? Inwiefern hilft die Selbstthematisierung bei der Textgenerierung im Rahmen der Datenanalyse, und wie viel Platz ist für Selbstthematisierung in der «Reinschrift», die beispielsweise als wissenschaftliche Qualifikationsarbeit eingereicht wird? Der Beitrag bewegt sich in diesem Sinne zwischen den beiden vielfach getrennt behandelten Schritten der Analyse, mit der viel Textproduktion einhergeht, und der «Reinschrift», um auch zu fragen, was dazwischen geschieht. Dabei bezieht sich der Beitrag auf den ganzen Forschungsprozess; denn es ist dieser, der beim selbstthematisierenden Schreiben dargelegt wird.

Jeder Text ist über Sprache sowie durch die schreibende Person sozial geprägt und historisch bedingt (→ Litbox Jannidis). Es sind aber nicht diese allgemeinen Wechselwirkungen zwischen Autorschaft und Text, die ich hier diskutieren will; es geht vielmehr um die Frage, wie und wo die Prägung der Schreibenden explizit gemacht wird. Der Historiker Valentin Groebner gibt hierzu folgenden Hinweis:

«Welchen Gebrauch Sie beim Schreiben von der ersten Person Singular machen wollen, bleibt Ihnen selber überlassen. Starke Wirkungen erzeugt das kleine Wort Ich auf jeden Fall» (→ Litbox Groebner, S. 104).

Obwohl Groebner im Zitat für eine intensive Selbstthematisierung und deren Wirkung wirbt, bleibt seine Aufforderung überraschend indifferent. Dies macht Sinn, denn der Thematisierungsgrad des wissenschaftlichen Ichs ist stark von Feld, Daten, Beziehung der Forschenden zum Feld und damit auch Fragestellung (→ Beitrag Bischoff, Oehme-Jüngling, S. 32), Erkenntnisinteresse sowie Gliederung der schriftlichen Arbeit abhängig; Pauschallösungen anbieten zu wollen, wäre falsch. So betont die Selbstthematisierung, wenn Forschende an der Situation, auf die sie aus den Daten schließen, nicht beteiligt waren, was wann, wie und weshalb beachtet wurde und was nicht. Eine vertiefte Selbstthematisierung könnte hier weiter fragen, wie dadurch jene Situation

¹ Michel Massmünster: *Turbojugend Basel*. Ethnographie eines grenzüberschreitenden Vergnügens. Unveröffentlichte Masterarbeit am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel, Basel 2009, S. 8.

und damit auch Vergangenheit erst erzeugt werden. Es hängt vom Erkenntnisinteresse ab, ob diese Themen behandelt werden. Was jedoch unabhängig vom Forschungskontext und der angestrebten Tiefe der Selbstthematization gilt, ist, dass wissenschaftlich Schreibende die Position, aus der sie schreiben, klären sollen. Hierfür sind in wissenschaftlichen Texten Fußnoten, Literaturverweise, Darlegungen des methodischen Vorgehens und der theoretischen Bezüge zuständig: Den Lesenden soll verdeutlicht werden, aus welcher Position argumentiert wird, damit sie den Text verorten können (→Litbox Groebner, S. 132). Deshalb nimmt bei einer teilnehmenden Feldforschung (→ Beitrag Cohn, S. 71), bei der Forschende körperlich oder virtuell mit Akteur_innen in Beziehung treten, um Daten zu generieren, die Bedeutung der Selbstthematization zu. Aber auch hier bleibt offen, ob die Selbstthematization, wie vielfach gefordert, auf ein gesondertes «Methodenkapitel» oder gar «Selbstreflexionskapitel» beschränkt wird. Oder ob solche Kapitelgrenzen, um der Dynamik des Forschungsprozesses gerecht zu werden, ohnehin aufgebrochen werden und die Selbstthematization im Text durchgehend erfolgt. Für beide Formen gibt es Gründe.

 Der Begriff des **multiplen Ichs** verweist darauf, dass eine Person in unterschiedlichen Situationen jemand anderes darstellt. Der Begriff des **ethnografischen Ichs** bezeichnet in diesem Sinne jene Eigenheiten und Rollen einer Person, die mit ihrer ethnografischen Forschung zusammenhängen. Das Selbst, das Ich und die multiplen Ichs sind immer konstruierte Einheiten. In dieser Eigenschaft sind «Selbst» und «Ich» jedoch keine Besonderheiten: Worte verweisen immer auf soziale Konstruktionen und sind selbst wesentlich in vielschichtige Herstellungsprozesse verwickelt. Wie immer beim Nutzen von Sprache hilft uns das Verweisen auf Konstruktionen auch beim selbstthematizing Schreiben, uns zu verständigen.

Es ist aufgrund dieser Überlegungen auf den folgenden Seiten keine Argumentation für oder gegen das «Ich» im wissenschaftlichen Text zu erwarten. Vielmehr schlage ich jenen, welche sich für selbstthematizing Schreiben entscheiden, zwei Schritte vor: Zunächst gilt es, wie in Abschnitt 2 beschrieben, den eigenen Erkenntnis- und Forschungsprozess zu analysieren, um herauszuarbeiten, welche Positionierungen im Verlauf einer Forschung eingenommen wurden. Zweitens geht es um die Frage, wie das ethnografische Ich in der Reinschrift behandelt wird. Schreibende müssen für sich selbst entscheiden, in welchen Kapiteln und Abschnitten sowie in welchem Maße es angebracht sein kann, über sich selbst als forschende Person zu schreiben. Um bei diesen Entscheidungen für einzelne Studien eine Orientierung zu bieten, führe ich in den Abschnitten 3 bis 6 vier Funktionen ein, welche das ethnografische Ich im Text erfüllen kann. In Abschnitt 1 wird zunächst das selbstbekenkende Schreiben in der Writing-Culture-Debatte verortet, um die Relevanz der Selbstthematization zu klären.

 **Selbstthematization** kann in einem Text konkret oder abstrahiert erfolgen: Die Formulierungen «Ich», «die Forschende», «der Schreibende» oder «es konnte gezeigt werden» thematisieren alle mit verschiedener Direktheit das Selbst der Forschenden oder Schreibenden. In all diesen Fällen ist von Bedeutung, dass Selbstthematization nicht genutzt wird, um die eigene Meinung darzulegen. Sie ist im wissenschaftlichen Text hingegen sinnvoll, wenn damit die eigene Rolle als Datenmaterial, als Datenerhebungsinstrument, als Pendel zwischen verschiedenen Beschreibungsebenen, als Leseorientierung, als Relativierung geklärt wird und damit das Nachvollziehen eines Arguments ermöglicht oder erleichtert wird. Sich selbst in den Text zu schreiben, dient dazu, die Analyse nahe an Felderfahrungen zu vermitteln sowie das Vorgehen und die Position, aus der argumentiert wird, offenzulegen.

1 Writing Culture: Vom Anspruch der Repräsentation zum Dialog

Mit der Writing-Culture-Debatte (→Litbox Clifford, Marcus) werden seit den 1970er-Jahren vermehrt Möglichkeiten der ethnografischen Darstellung diskutiert. Ein zentrales Thema ist dabei die Herstellung von wissenschaftlicher Autorität und Schein-Objektivität. Diese werden unter anderem in ethnografischen Beschreibungen des «Ich war da!», also in einer spezifischen Form der Selbstthematization, gesehen: Kritisiert werden textliche Ausführungen, welche dazu dienen, den Lesenden den Expertenstatus der Forschenden zu beweisen – wie beispielsweise die Beschreibungen der eigenen Stammesinitiation. Mit der Kritik an solchen etablierten ethnografischen Mustern werden verschiedene Forderungen nach neuen Schreibformen laut: Forderungen nach literarischen, journalistischen und poetischen Stimmen mit Mut zum expliziten Einsatz von Fiktion², Forderungen nach Mehrstimmigkeit, welche verschiedene Sichtweisen zulässt und verbindet, und Forderungen nach radikalen Autoethnografien, die neben der Selbstanalyse der Forschenden kaum Raum für die Untersuchung anderer Themen lassen³, aber auch Forderungen, den ganzen Denkprozess in der ethnografischen Monografie in einer Weise sichtbar zu machen⁴, welche mir angesichts der schlechten Dokumentierbarkeit von Denkprozessen unrealistisch erscheint.

2 Vgl. Norman K. Denzin: *Interpretive Ethnography. Ethnographic Practices for the 21st Century*. Thousand Oaks 1997, S. 53–228.

3 Vgl. Matt Hills: *Fan Cultures*. London 2002, S. 81.

4 Vgl. z. B. Jo Reichertz: *Beschreiben oder Zeigen. Über das Verfassen Ethnographischer Berichte*. In: *Soziale Welt* 43 (1992), S. 331–350, hier S. 342–346.

Im Rahmen der **Writing-Culture-Debatte** analysieren Sozial- und Kulturanthropolog_innen seit den 1970er-Jahren die Textualität von Ethnografien sowie die sozialen Bedeutungen, Rollen und Funktionen ihrer eigenen Disziplinen. Dabei kommt es zu vehementer Kritik an ethnografischen Praktiken: Es wird erkannt, dass Ethnografierende beim «Schreiben über Kulturen» Kulturen festschreiben und konstruieren. Das ethnografische Schreiben über «Andere» negiert implizit deren eigene Stimmen und führt zur Frage: Wer hat das Recht über «Andere» zu schreiben? So hinterfragt die Writing-Culture-Debatte die Gegenüberstellung von Forschenden und Erforschten sowie die implizite Annahme, Ethnografierende seien nicht in Machtverhältnisse verwickelt. Wesentlich werden auch die in ethnografischen Arbeiten eingesetzten Mittel zur Herstellung des Scheins wissenschaftlicher Objektivität und Autorität entschleiert. Folglich sensibilisiert die Debatte für Fragen nach Individuellem und Subjektivem in der Forschung, aber auch für wissenschaftliche Machtstrukturierungen sowie soziale und historische Kontexte.

Manche qualitativ Forschende übersehen die Vorteile ihrer Daten, indem sie weiterhin versuchen, Verzerrungen sowie persönliche Beziehungen im Feld auszuschließen und damit zu vertuschen.⁵ Für die ethnografische Praxis wurde hingegen in der Selbstthematisierung eine Möglichkeit gesehen, Nachvollziehbarkeit und Transparenz, aber auch Selbstrelativierung zu erreichen. Die Beziehung der Forschenden zum Feld kann so als Erkenntnismoment genutzt werden, denn kulturelle und soziale Positionierungen in Bezug auf das Gegenüber sind auch hier analytisch aufschlussreich.

Selbstverortung ist so für viele Ethnografierende, gerade wenn das Erforschte nicht als gegeben, sondern als durch die Forschung selbst hergestellt verstanden wird (→ Beitrag Mohr, Vetter, S. 101), eine wichtige Voraussetzung für ethnografisches Arbeiten – beim Beobachten, beim Führen von Gesprächen wie auch beim Analysieren und Schreiben. Dies gilt für theoretische und methodologische Fragen (Auf welche Theorien, Autor_innen, wissenschaftlichen Debatten beziehe ich mich?), für methodische Werkzeuge (Welche Erhebungsmethoden wende ich an, um mein Thema empirisch greifbar zu machen?) und für räumliche und soziale Bezugnahmen und Abgrenzungen außerhalb akademischer Debatten (Wo bewege ich mich und wo nicht? Mit wem trete ich wie, weshalb in Beziehung? Weshalb wirken diese Menschen, Räume, Bilder, Texte, Objekte so auf mich? Weshalb störe ich mich an etwas, weshalb irritiert mich etwas?).

Das Begehen neuer Wege der Darstellung jenseits etablierter Formen schien nicht nur notwendig, sondern es schien vorerst auch hegemoniale Machtverhältnisse zu unterlaufen – insbesondere wenn sich die Schreibenden dabei selbst hinterfragen. Doch wurde bald neue Kritik laut:

5 Vgl. z. B. William Foddy: *Constructing Questions for Interviews and Questionnaires*. Cambridge 1995, S. 2.

«Writing oneself into one's work became synonymous with being reflexive, but even though sometimes creatively practiced, more often today, the self-reflexive in ethnography (a near requirement) answers to a very narrow set of rationales and justifications» (→ Litbox George Marcus in: Rabinow u. a., S. 51).

Mit der unhinterfragten Selbstreflexion geht eine weitere Elitebildung und Schein-Authentizität einher, mit der sich avantgardistische Ethnografien in dieselbe aufklärerische Wissens- und Herrschaftstradition einreihen wie die von ihnen kritisierten Studien.⁶ Jegliches Schreiben – auch jenes, welches das Selbst der Forschenden thematisiert – ist nicht länger Übertragung von «Wirklichkeit in Schrift, sondern ein komplexer und auch politisierter Vorgang».⁷ Im Sinne der «Krise der Repräsentation» werden wir die richtigen Forschungs- und Darstellungsmethoden niemals finden; es kann sich nur um Annäherungen handeln, die immer mit sozialen Strukturierungen in Wechselbeziehung stehen. Darstellungsformen bleiben flexibel, gerade weil sie die Subjektivität der Ethnografierenden hervorheben sollen. So wird ethnografische Arbeit vermehrt als ein Dialog verstanden,⁸ in dem die textliche Monografie nur einen Teil unter vielen Kommunikationen zwischen Feld, Forschenden und Lesenden darstellt. Die Ethnografie ist immer unfertig. Sie nötigt, Grenzen zu setzen, die vorübergehend sind, da die Resultate nichts als aus Sicht der Forschenden gemachte und argumentativ unterlegte Interpretationen sein können. Sie ist mit der Verschriftlichung nicht abgeschlossen. Die Verschriftlichung gewinnt aber, wenn es ihr gelingt, dieses Offene, Vorübergehende und Subjektive sichtbar zu machen.

Es bietet sich folglich ein Schreiben an, mit dem sich Forschende selbst – und damit auch die Zweifel am eigenen Vorgehen und an der eigenen Darstellungsweise – explizit greifbar machen. Ein solches Schreiben wurde viel gefordert, aber bisher wenig und vor allem wenig konsequent eingelöst (→ Litbox Sharman, S. 117–123). Ein Grund hierfür kann darin gesehen werden, dass Schreiben als Prozess selten thematisiert wird: Die seit 30 Jahren intensiv geführte Diskussion über ethnografische Repräsentation fokussiert das Geschriebene, macht aber die Kritik an ethnografischen Texten kaum nutzbar, um den Schreibprozess didaktisch und methodisch zu unterstützen (→ Beitrag Lerche, S. 504).

6 Vgl. Hills: *Fan Cultures*, S. 81.

7 Michi Knecht, Gisela Welz: *Ethnographisches Schreiben nach Clifford*. In: Thomas Hauschild (Hg.): *Ethnologie und Literatur*. Bremen 1995, S. 71–91, hier S. 73.

8 Vgl. Tobias Rees: *Writing Culture – Filming Culture. It Was Real: Unendlichkeit versus Repräsentation*. Tübingen 1998.

2 Positionierungen des ethnografischen Ichs im Forschungsprozess

Entfremdung

«Du wirst mich aber
nicht schreiben»
sagt das Gedicht
und ich sage:
«Auf diese Provokation
falle ich nicht
herein»

Also
behält das Gedicht
recht und bleibt
ungeschrieben

bis auf das da
das
wie fast alle Gedichte
kein Ersatz
sein kann
für ein eigentliches
Gedicht⁹

Aus diesem Anti-Gedicht von Erich Fried kann bezüglich der Selbstthematisierung vieles gelernt werden. Ein lyrisches Ich kommt zum Vorschein, welches dem ethnografischen Ich in vielerlei Hinsicht gleicht: Es geht selbstbewusst mit seiner eigenen Widersprüchlichkeit und seinem Selbstzweifel um, es nimmt Abstand vom Text, als dessen Autor es sich markiert, um sich im nächsten Moment vom Autorschaftsanspruch zu verabschieden. Es ist ein Ich, das sich als Option anbietet, aber der Gegenrede Raum gibt, indem es Verschiedenes zusammenführt und die eigene Haltung relativiert. Ein Ich, das den Text als Beziehung mit offenem Ausgang, als unfertiges Angebot gestaltet. Und ein Ich, welches seinen Text und Schreibstil als etwas von ihm Entfremdetes hin nimmt, wodurch es mit der dialogischen, offenen Art des Textes einen Umgang findet.

Um sich beim Verfassen von ethnografischen Texten einem solchen Ideal anzunähern, schlage ich vor, zusätzlich zu anderen Analyseverfahren (→ Beiträge Bauern-

9 Erich Fried: *Lebensschatten*. Berlin 2001, S. 77.

schmidt, S. 415; Götzö, S. 444) eine Positionierungsanalyse des multiplen Ichs im Forschungsprozess durchzuführen. Die Biografieforscherin Gabriele Lucius-Hoene und der Konversationsanalytiker Arnulf Deppermann entwickelten die Positionierungsanalyse zur Herausarbeitung von Identitätskonstruktionen aus narrativen Interviews. Hierzu führten sie die Unterscheidung zwischen erzählendem Ich – die sprechende Person im Moment des Interviews – und erzähltem Ich – die sprechende Person im Moment der im Interview erzählten Geschehnisse – ein.¹⁰ Ich übernehme hier lediglich den Ansatz, das Ich in verschiedenen Momenten zu differenzieren und nach der Positionierung in der jeweiligen Situation zu fragen, um ihn auf das ethnografische Ich im Forschungsprozess anzuwenden. Vor einer solchen Positionierungsanalyse des forschenden Ichs lohnt sich die Auseinandersetzung mit folgender Denkweise: Ich bin nicht immer gleich. Personen stellen keine gegebene Einheit dar. Wer ich bin, ist abhängig von der Situation und den sozialen Relationen, in denen ich mich befinde.¹¹ Ich bin in jedem Moment, in dem sich die Welt um mich verändert, jemand anderes – auch im Verlauf des Forschungsprozesses. Selbst erhobene Daten (Transkripte, Feldnotizen, Fotografien etc.) und anderes Material zur Forschung (Konzepte, Leitfaden, Exzerpte, im Rahmen der Analyse gemachte Notizen etc.) enthalten immer Selbstpositionierungen der Forschenden. Diese weisen darauf hin, als wen sich Forschende in der jeweiligen Situation positionieren. Manchmal geschieht dies explizit, manchmal nur darüber, wie andere dargestellt werden.

Die folgenden positionierungsanalytischen Hilfsfragen unterstützen das Herausarbeiten der eigenen **Positionierungen im Forschungsprozess**:

- Von wem und was grenzte ich mich in einem bestimmten Moment der Forschung ab? Wem und was ordnete ich mich zu (explizit oder implizit)? Welche Rollen ergaben sich daraus? Was erlaubte ich mir aufgrund dieser Positionierungen? (Wie begründete ich daraus, was ich tat und wie verschiedene Menschen auf mich reagierten?)
- Auf welche Fremdpositionierungen, die mir von anderen zugemutet wurden, reagierte ich damit? Akzeptierte ich die Rollen, die mir andere zuschrieben oder nicht?
- Wie positionierte ich mich zu verschiedenen Zeiten der Forschung gegenüber meinem Feld, einzelnen Akteur_innen, meiner eigenen Forschung, der Wissenschaft, verschiedenen Theorien und Methoden, eigenen Erkenntnissen und Theoretisierungsversuchen?
- Das ethnografische Ich lässt sich so in verschiedene vergangene Ichs differenzieren: schreibende, analysierende, forschende, beobachtende, lesende, Interview führende, irritierte, erregte, ängstliche, glückliche Ichs

10 Vgl. Gabriele Lucius-Hoene, Arnulf Deppermann: Narrative Identität und Positionierung. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 5 (2004), S. 166–183.

11 Vgl. Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion. In: Ders.: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt a. M. 1998, S. 75–82.

etc. Wie lassen sich diese unterschiedlichen Positionierungen begründen? Welcher Erkenntnisprozess hängt damit zusammen?

Nachdem die Positionierungen herausgearbeitet wurden, geht es um die Frage, wie sie in der «Reinschrift» thematisiert werden. Eine solche Selbstthematisierung kann im Text unterschiedliche Funktionen erfüllen. Um für das selbstthematisierende Schreiben eine Hilfestellung zu bieten, werde ich nachfolgend vier solche idealtypischen Funktionen und wie diese unterschiedlich eingesetzt werden können, anhand von Textbeispielen aus der eingangs erwähnten Arbeit besprechen: 1. das Ich als Datenmaterial, 2. das Ich als Datenerhebungsinstrument, 3. das Ich als Pendel, 4. das Ich zur Leser_innenführung und Relativierung. Schreibenden bietet dies eine Orientierung bei folgenden Entscheidungen: Welche der Funktionen ist für meine Arbeit wichtig? Wie explizit thematisiere ich das Selbst im Text? Erfolgt die Selbstthematisierung in einzelnen Kapiteln oder konsequent im gesamten Text?

3 Funktion eins: Das erfahrende Ich als Datenmaterial

Die *Turbojugend Basel* ist Teil des transnationalen Netzwerks der Punkrock-Fangruppierung *Turbojugend*, welche sich als Fangemeinschaft der norwegischen Band *Turbonegro* formierte. Die Mitglieder der *Turbojugend* kleiden sich in dunkelblaue Jeanskuttchen und definieren sich über ironisch-provokative Kleidung, Sprach- und Verhaltensformen, welche an das popkulturelle Muster «Sex, Drugs & Rock'n'Roll» anschließen. Trotz des hier vollzogenen Verallgemeinerungsversuchs ist anzumerken, dass die Gruppierung keineswegs homogen ist. Vielmehr gibt es sehr unterschiedliche Meinungen darüber, was die *Turbojugend* ist und was sie sein soll; entsprechend setzen die Ironisierungen verschiedener Mitglieder auf unterschiedlichen Ebenen an. Der provokative und körperliche Charakter der Kommunikationsmuster erlaubt eine hohe Anschlussfähigkeit und vieldeutige Allgemeinverständlichkeit.

Ich habe die *Turbojugend Basel* zu verschiedenen Treffen und Konzerten sowie während Online-Kommunikationen begleitet. Daneben führte ich problemzentrierte Interviews mit narrativen Elementen (→ Beitrag Spiritova, S. 117). Das polysinnliche Ethnografieren und damit die eigenen körperlichen Erfahrungen erwiesen sich im Rahmen dieses Zugangs als zentral (→ Litbox Massmünster, → Beiträge Mohr, Vetter, S. 101; Oehme-Jüngling, S. 351). Die *Turbojugend Basel* spielt mit Auffälligkeit, Provokation und Peinlichkeit. Die Kutte selber zu tragen, Gemeinschaft mitzuerleben waren deshalb für mich wichtig, um die Funktionsweisen der Kuttchen und der ganzen Grup-

perierung nachvollziehen zu können. Um zwischen der Sinngebung der Turbojugendlichen, meiner Sinngebung als Schreibendem und jener der Lesenden zu vermitteln, war es wichtig, in einem weiteren Schritt meine eigenen Erfahrungen in die schriftliche Darstellung einzubringen. Szenische Beschreibungen nahmen in der Arbeit neben der Vermittlung von Stimmungen die Funktion ein, die Textproduktion als Re-Inszenierung sichtbar zu machen, die auf subjektive Wahrnehmung, Erinnerung und weitere Selektionen angewiesen ist:

Ich stecke ein Notizbuch und einen Stift in die Innentasche meiner Turbojugend-Kutte. Etwas widerwillig ziehe ich die Jacke an. Diese Kleidung bleibt mir fremd. Beim Blick in den Spiegel fällt mir ein Interviewpartner ein, der die Turbojugend-Jacke mit einem ausgiebig geschmückten «Weihnachtsbaum» verglich: In dunkelblauer Jeansjacke stehe ich da – auf der rechten Brust der eingestickte Schriftzug «Turbo-negro», auf der linken mein Kosename. Der Rücken wird von den großen weißen Lettern «TURBOJUGEND BASEL» und einer gestickten schwarzen Ledermütze geschmückt. Die Jacke ist zudem mit Ansteckknöpfen und Aufnähern verschiedener Turbojugend-Chapters und einiger Bands versehen, die ich im Verlauf der Forschung erhalten habe. Es ist ohnehin zu kalt draußen, um nur in dieser Jeanskutte aufs Fahrrad zu steigen. Also, Winterjacke darüber und los. (...) Der Präsident der Turbojugend Basel fragt mich, wo ich denn meine Kutte hätte. Ich weise auf die über den Arm geworfene Jacke. Er zieht die Augenbrauen hoch und meint mit ruhiger Stimme, deren Klang mich darauf verweist, dass der Inhalt zwar einen Wunsch ausdrückt, von mir aber kein Gehorsam erwartet wird: «Als Präsident sage ich dir jetzt einfach mal, dass man an offiziellen Anlässen die Kutte schon anzieht.» Ich verstecke meine Unsicherheit hinter einem Lächeln. Die weiteren Mitglieder der Turbojugend Basel, die allmählich eintrudeln, ziehen jeweils die Kutte und die Pullover aus, hängen letztere über die Leitungsröhre, welche dem Hirscheneck als Garderobe dienen, und ziehen die Kutte wieder an. (...) Zuerst tritt die Zürcher Band The Seniles auf die Bühne. (...) Die aus dem Publikum gerufenen Musikwünsche – «schneller, lauter, härter» – werden gekonnt erfüllt. Der grauhaarige Sänger brüllt zwischen zwei Liedern mit entblößtem Oberkörper seine Tätowierungen präsentierend ins Mikrofon: «Basel brännt. Gescht hät Züri brännt, aber hüt brännt Basel.» (...) Wir werden gelegentlich vom Gebräu bespritzt, das dem Pogo tanzenden Teil des Publikums aus den Bierdosen schwappt. Am späteren Abend ziehe auch ich die Kutte an. Die Bedenken von vorhin sind weg. Die Jacke wird in diesen von lauten Klängen durchtriebenen, von Rauch-, Schweiß- und Biergeruch getränkten Räumlichkeiten zur zweiten Haut. Ein bisschen wundere ich mich über mein eigenes Verhalten.¹²

¹² Massmünster: *Turbojugend Basel*, S. 55–57.

Das Schreiben, wie es im Zitat zum Ausdruck kommt, erlaubt Stimmungen zu vermitteln. Da solche Schreibformen subjektive Empfindungen transportieren können, werden sie dem Erleben und der Komplexität einzelner Momente eher gerecht als die analytischen Ausführungen, welche auf solche szenischen Beschreibungen folgen. Ein zentrales Moment im obigen Beispiel sind die letzten Zeilen, die mich als unbewusst Fühlenden darstellen. Ich fühlte mich von meiner eigenen Verhaltensweise im Nachhinein befremdet. Solche eigenen Erfahrungen im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung werden zu Daten (→ Beiträge Gajek, S. 53; Mohr, Vetter, S. 101). Wenn wir diese Daten thematisieren, um unsere Argumentation zu unterlegen, müssen wir über uns selbst schreiben. Die Erfahrungen, welche ich im Rahmen meiner Forschung gemacht habe, trugen wesentlich zu meiner Theoretisierung der *Turbojugend* bei. Sie ergänzten meine Erkenntnisse über die Bedeutungszuschreibungen an verschiedene Räume und über die unterschiedlichen Funktionen, welche die Kommunikationsmuster der *Turbojugend* darin erhalten. Die Verschriftlichung dieses eigenen Erkenntnisweges nutzte ich, um der Leserschaft die eigenen Argumente zu vermitteln. Andererseits kann die Thematisierung des Ichs als Datenmaterial auch dazu dienen, eine behandelte Situation zu erklären. Es kann beispielsweise, um den Lesenden den Kontext eines Interviewzitats zu vermitteln, wichtig sein, mitzuteilen, was die interviewende Person zuvor gefragt hat.

Es geht bei diesen Selbstthematisierungen aber nie wirklich um mich. Was ich am beschriebenen Abend neben der *Turbojugend*-Jacke sonst anhatte, ist egal. Auch ist nicht von Belang, mit welchen Selbstpositionierungen ich die Spezifik meiner Beziehung zur *Turbojugend* herausarbeitete, obschon ich im Rahmen der Analyse dazu viel Textmaterial generiert hatte. Dies half mir bei der Analyse, meinen Blick auf die *Turbojugend* und den Blick der einzelnen *Turbojugendlichen* auf mich zu beachten. In der «Reinschrift» ist dies nicht relevant, da es dem Nachvollziehbarwerden meiner Erkenntnisse nicht dient.

4 Funktion zwei: Das teilnehmende Ich als Datenerhebungsinstrument

Indem das obige Zitat beschreibt, wie ich an jenem Abend forschte, erfüllt es die Forderung nach Transparenz des Forschungsprozesses. Ausführungen über das eigene Vorgehen klären immer auch über die Datenerhebung auf. Es geht nicht darum, zu vermitteln, dass man dabei war und deshalb weiß, wie es läuft. Wichtig ist hingegen, die Selektionen darzulegen, welche bei Forschung, Analyse und Verschriftlichung geschehen. Es empfiehlt sich hierfür, die Beziehungen zum Feld und zu einzelnen Akteur_in-

nen auf verschiedenen Abstraktionsebenen zu thematisieren. So wird im folgenden Zitat eine neue Eigenheit meiner Beziehung zur *Turbojugend* angesprochen:

Die Mitglieder der Turbojugend Basel sollen vorangehen, mir ihre Grenzen und Grenzüberschreitungen zeigen. Der «offene Feldzugang» hat sich in meiner Beziehung zur Turbojugend Basel jedoch bereits nach Kurzem als eines jener Konzepte entschleiert, die von einer Gegenüberstellung von Forschendem und Erforschtem ausgehen und somit die Emotionalität, die sozialen Beziehungen auch in der Forschung eigen ist, und die Subjektivität des Feldzugangs unsichtbar machen will. Gerade bei den ersten Kontakten zur Turbojugend zeigte sich mir, dass die persönliche Beziehungsebene immer mitläuft: Wenn ich von jemandem verbal angegriffen wurde, wenn Sprüche über mich fielen und wenn mir manche Aspekte fremder erschienen als andere, waren diese Momente für mich viel anschlussfähiger als andere; sie beanspruchten mich. Ich schenkte ihnen mehr Aufmerksamkeit, da sie in meiner Erinnerung dominanter waren, gerade weil sie Emotionen weckten. Wichtiger als das Konzept des offenen Zugangs ist für mich deshalb das Konzept der Irritation: Verunsicherungen zeigen, wo man nicht offen ist, und erlauben, in einer sekundären Analyse das eigene Involviert-Sein und die damit einhergehenden «Verzerrungen» in Wahrnehmung und Erinnerung, aber auch die beidseitigen sozialen und kulturellen Verortungen, welche sich in diesen Irritationen abzeichnen, als wesentlicher Erkenntnisgewinn beizuziehen. In diesem Sinne erforschte ich (...) nichts von mir Unabhängiges, sondern die Turbojugend Basel, wie sie mit mir in Beziehung stand.¹³

Die Thematisierung des Ichs als Datenerhebungsinstrument legt offen, wie konkret vorgegangen wurde und auf welche Konzepte sich Forschende in verschiedenen Momenten stützten.

5 Funktion drei: Das analysierende Ich als Pendel zwischen Ebenen

Analytische und theoretisierende Textabschnitte machen in der Regel den wichtigsten Teil einer Arbeit aus. Auch hier kann das Ich auf unterschiedliche Arten zum Einsatz kommen und verschiedene Funktionen erfüllen. Die Selbstthematisierung kann verschiedene Abstraktionsebenen verknüpfen; sie kann als rhetorisches Instrument

¹³ Massmüller: *Turbojugend Basel*, S. 22–23.

eingesetzt werden, um die Ebenen von Erfahrung und Abstraktion zu verbinden. Im Schreibprozess sowie für die Vermittlung ethnografischer Erkenntnisse ist dies äußerst hilfreich. In ethnografischen Arbeiten hat die Erfahrung Vorrang: Nicht alles, was Schreibende von einer Theorie verstanden oder gelesen haben, kommt in die «Reinschrift». Theoretische Ansätze sind nur so weit auszuführen, als sie den «Fall» nachzuvollziehen helfen. Wenn auch Theorielektüre und -arbeit als subjektive und situative Selektionen relativiert werden, erübrigt sich die Schwierigkeit, der Empirie gegenüber der Theorie Vorrang zu gewähren: Auch der Zweifel ist dann zu bezweifeln.

Als ich den obigen Interviewausschnitt, (...) erneut studierte, kam mir ein Begriff in den Sinn, der vom Ethnologen und Globalisierungstheoretiker Arjun Appadurai geprägt wurde. Appadurai spricht von mediascapes, (...) die sich – gespeist durch Geschichten und Bilder – über den Globus spannen.¹⁴

Auf dieses Zitat folgt eine längere Diskussion der *Turbojugend* als Mediascape und des analytischen Gehalts dieses Begriffs. In dieser Diskussion wird das ethnografische Ich nie explizit genannt. Im Zitat wird aber noch der eigene Erkenntnisprozess hervorgehoben. Im Schreibprozess und im so produzierten Text pendelt das Ich zwischen Erfahrungen und theoretischen Ansätzen. Die Offenlegung eigener Wissensgenerierungsprozesse führt dann zur Analyse der Situation selbst und umgekehrt. Dies erlaubt, unterschiedliche Stimmen zu Wort kommen zu lassen, die verschiedenen Stimmen in eine Beziehung zueinander zu setzen sowie die zwangsläufige Hierarchisierung der Stimmen zu relativieren.

Die Thematisierung des interpretierenden Ichs dient im Zitat wiederum dazu, der Leserschaft meine Idee zu vermitteln und diese nachvollziehbar zu machen. Um Argumente durch das Sichtbarmachen des eigenen Erkenntnisprozesses zu unterstützen, ist vorab eine Dokumentation dieses Prozesses notwendig. Zum Zeitpunkt des Schreibens hatte ich diese Idee schon weiter ausgearbeitet und geprüft, als es im obigen Zitat deutlich wird. Damit erfüllt der Ausschnitt ebenfalls die Relativierung meiner Analyse als sehr situative und zufällige Form der Wissensgenerierung: Mit dem «in den Sinn kommen» dieses Begriffs war die Sache nicht abgeschlossen: Es folgte eine Phase des Prüfens des Konzepts, des erneuten Lesens der Theorie und des erneuten Ins-Feld-Gehens. Diese Phase der Prüfung mündete in jene Diskussion, welche in der Arbeit auf das obige Zitat folgt. Diese Phase selbst ist in der «Reinschrift» aber nicht dokumentiert, da dies zur Vermittlung meiner Erkenntnisse an die Lesenden nichts beigesteuert hätte. Im vorliegenden Beitrag lohnt es sich hingegen, auf diese Phase einzugehen, da sie den Lesenden hilft, zu verstehen, wann Selbstthematisierung im Argumentationsstrang hilfreich sein kann und wann weniger.

14 Massmüller: *Turbojugend* Basel, S. 31.

Eine Erfahrung kann analysiert werden, indem ein theoretisches Moment ausgeführt wird. Sie kann aber auch erklärt werden, indem der Text sich von einem etablierten theoretischen Ansatz abgrenzt. Auch hier kann die Selbstthematisierung eine Argumentation unterlegen, indem fremde oder eigene Ansätze bestätigt, differenziert (indem ein Spezialfall in eine Theoretisierung eingeführt wird) oder wie im folgenden Beispiel kritisiert werden:

Ich will hier keineswegs die in den Sozialwissenschaften dominante Manier, Vergnügen als Kompensation zu sehen, argumentativ bedienen. Der Zwang zu entgrenztem Verhalten ergibt sich bei der Turbojugend hingegen gerade aus der Möglichkeit, das Schöne zu erfahren.¹⁵

Indem ich nicht nur meine Beziehung zur *Turbojugend* im Verlauf des Forschungsprozesses analysierte, sondern auch jene zu theoretischen Ansätzen, konnte ich die einzelnen Konzepte, auf die ich mich bezog, in meinem Erkenntnisprozess verorten. Dies half, beim Schreiben die Argumentation aufzubauen. Um so eine Erfahrung analytisch zu klären, wird nicht eine Theorie gewählt. Vielmehr dient eine Vielzahl einzelner Aspekte von Theorien (→ Beitrag Bischoff, S. 14) den analytischen Ausführungen. So lassen sich bezüglich einer zu erklärenden Erfahrung analytische Perspektiven verbinden, die primär an Theorie Interessierten unvereinbar erscheinen. Da das Konkrete komplexer ist als das Abstrakte, erlaubt es, zusammenzubringen, was logisch widersprüchlich erscheint, oder anders herum begründet: Das Konkrete kann immer aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden. Das dargestellte ethnografische Ich zweifelt dann an den einzelnen theoretischen Ansätzen, nutzt aber eine Vielzahl von ihnen, um den Lesenden die Erfahrungen zu erklären. Der einzelne Interpretationsansatz wird dabei relativiert.

6 Funktion vier: Das schreibende Ich zur Leser_innenführung und Relativierung

Es wurde oben bereits auf die Gefahr hingewiesen, dass bei einer narzisstischen ethnografischen Selbstdarstellung die Analyse des Feldes zu kurz kommt. Dass deshalb die Chance ungenutzt bleibt, eine erfahrungsnahe und zugleich analytisch tiefe Beschreibung des Feldes über das selbstthematisierende Schreiben voranzutreiben, sollte nicht sein – gerade weil Selbstbekenntnisse die Chance einer Relativierung ihrer selbst

15 Ebd., S. 80.

bieten: Sich selbst in den Text zu schreiben, heißt auch, dass der Text sich selbst problematisieren kann. Die Analyse wird als spezifische Form von Wissensgenerierung relativiert. Das Schreiben wird als Prozess sichtbar gemacht, der anders sein könnte, aber nicht beliebig ist. Das Ich dient dann in der textlichen Darstellung auch dazu, die Textstruktur offenzulegen und zu begründen. Dies kann im Voraus geschehen, wenn die Lesenden darauf aufmerksam gemacht werden, worauf «ich» in den verschiedenen Kapiteln eingehen werde, oder auch danach als Zusammenfassung erfolgen:

Gegen Ende dieses Unterkapitels wird ersichtlich, dass die von mir erzählte Forschungsgeschichte eine von vielen ist. Sie ist eine, die meine Argumentation vorbereitete, in der ich mich von den vorgestellten Forschungen abgrenze. Sie ist aber auch eine, die mir erlaubt, trotz Abgrenzung auf deren Erkenntnissen aufzubauen.¹⁶

 Nehmen Sie ein Transkript eines selbst geführten Interviews oder Ihr Feldtagebuch. Analysieren Sie auf den ersten drei Seiten die Positionierungen, welche Sie darin einnehmen, und welche Konsequenzen sich für die dargestellte Situation daraus ergeben. Schreiben Sie dies zu jeder Textstelle auf. Notieren Sie in der Folge zu jeder Textstelle, welche der vier idealtypischen Funktionen des ethnografischen Ichs (Datenmaterial, Datenerhebungsinstrument, Pendel, Leseorientierung/Relativierung) für die Vermittlung Ihrer Daten und Thesen an potenzielle Lesende wichtig sind.

7 Fazit

Subjektivität ist kein Widerspruch zu Wissenschaftlichkeit, sondern eine konsequente Umsetzung kulturanthropologischer Praxis. Zwar gilt dies auch für alle anderen Wissenschaften, nur fällt es vielen anderen Disziplinen leichter, darüber hinwegzusehen, dass es den perspektivenlosen Ort objektiver Betrachtung nicht geben kann. Die Ethnografie hat früh begonnen, sich selbst zu relativieren und zu dekonstruieren, also ihre eigenen Grundannahmen sowie das von ihr generierte Wissen in Frage zu stellen. Den perspektivenlosen Ort der Wahrheit gibt es nach einem konstruktivistischen Weltbild nicht. Wahrheiten sind vielmehr immer abhängig von der Betrachtungsweise und somit kommunikativ hergestellt. Das selbstthematizierende Schreiben nimmt diesen Gedanken auf, wendet ihn auf die Kulturanalyse (→ Beitrag Egger, S. 401) an und macht ihn für diese zugleich nutzbar. Gleichwohl muss Selbstthematizierung in einem

¹⁶ Massmüller: Turbojugend Basel, S. 20.

kulturanthropologischen Text nicht zum Selbstzweck werden, sondern erscheint tendenziell dann, wenn sie der Beantwortung der Fragestellung dient. Diese Beantwortung soll aber nicht im klassisch wissenschaftlichen Sinne linear sein: Die textliche Erzeugung von Stimmungen, von Gegenläufigkeiten, von Leser_innenfreundlichkeit und Unterhaltung sowie das kreative Nutzen verschiedener Schreibstile sind mitunter Voraussetzungen zur Beantwortung einer kulturanthropologischen Fragestellung. So soll der hier zu Ende gehende Beitrag keinesfalls als rigide Schreibanleitung verstanden werden; er ist eine Hilfestellung bei Entscheidungen rund um das selbstthematizierende Schreiben und ermuntert zu einer kreativen Umsetzung. Sich selbst in einen Text zu schreiben, erlaubt, nicht Wahrheit, sondern bestenfalls Wahrheiten entstehen zu lassen.

Die Selbstthematizierung wird ihre derzeitige Relevanz verlieren, wenn die konstruktivistischen Gedanken in der Kulturanthropologie von anderen Prämissen verdrängt werden – oder wenn der Konstruktivismus derart selbstverständlich wird, dass die Verwobenheit der Autor_innen in Herstellungsprozesse nicht mehr interessiert. So sind die hier vorgestellten Bedeutungen und Funktionen der Selbstthematizierung einem bestimmten Moment der Fachgeschichte geschuldet, der vorbeigehen wird. Die Begrenztheit der Argumentations- und Deutungsmuster, in der wir uns beim wissenschaftlichen Denken und Schreiben bewegen, macht es notwendig, dass alle Schreibenden hier weiterdenken.



Literatur zum ethnografischen Schreiben

- Clifford, James, George Marcus (Hg.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley 1986. [Der Sammelband vereinigt Analysen von ethnografischen Arbeiten bezüglich deren Textualität und Eingebundensein in Herrschaftsstrukturen. Er bildet den vielzitierten ersten Höhepunkt der Writing-Culture-Debatte]
- Groebner, Valentin: *Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung*. Konstanz 2012. [Humorvoller Essay über den wissenschaftlichen Sprachgebrauch, wirbt für mehr explizite Selbstthematizierung, kann als Anleitung für ein verständlicheres Schreiben dienen]
- Hirschauer, Stefan: *Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 30, 6 (2001), S. 429–451. [Artikel über die Grenzen des begrifflich Fassbaren und ethnografisch Beschreibbaren]
- Rabinow, Paul u. a.: *Designs for an Anthropology of the Contemporary*. Durham 2008. [Diskussion zwischen zentralen Akteur_innen der Writing-Culture-Debatte über deren aktuellen Stand sowie über darauf aufbauende Forschungsansätze und Darstellungsweisen]
- Sharman, Russel Leigh: *Style Matters: Ethnography as Method and Genre*. In: *Anthropology and Humanism* 32 (2007), S. 117–129. [Artikel über den Vorrang der Erfahrungen gegenüber Theoretisierungen im ethnografischen Schreiben]

Exemplarische Texte mit besonderer Form der Selbstthematizierung

- Bendix, Regina: Was über das Auge hinausgeht: Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 102 (2006), S. 71–84. [Plädoyer für eine polysinnliche Forschung, begründet anhand von Forschungserfahrungen beim Neujahrsbrauch der Silvesterklausen]
- Massmünster Michel: «Do You Wanna Touch the Night Tonight?» Erkundungen zum nächtlichen Vergnügen der Turbojugend Basel. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 2 (2009), S. 14–18. [Kurzer Artikel über die Turbojugend Basel und die Forschung, welche oben als Beispiel dient]
- Wacquant, Loïc: Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto. Konstanz 2003. [Studie über ein Box-«Gym» in Chicago mit eindrücklicher Beschreibung der teilnehmenden Beobachtung und ihren Folgen für Wacquant]

Theoretische Abhandlungen zu Autorschaft

- Jannidis, Fotis (Hg.): Texte zur Theorie der Autorschaft. Stuttgart 2007. [Darin unter anderen: Roland Barthes' «Der Tod des Autors» und Michel Foucaults «Was ist ein Autor?»]

Wissenschaft und Wertewandel

von Fritz Böhler und Martin Reinhart

1 Kultur und Methode

Methoden geben an, auf welchem Weg Wissenschaft zu ihrem Wissen gelangt. Damit leisten sie einen unersetzlichen Beitrag zur Erfüllung einer ihrer Kernansprüche: der transparenten Nachvollziehbarkeit und Reproduzierbarkeit ihrer Erkenntnisse. Methodologische Fragen reichen jedoch noch weiter, indem sie etwa mitbestimmen, was überhaupt Gegenstand von Wissenschaft sein kann, wann Praxis als Wissenschaft gilt, welche Reichweite wissenschaftliche Aussagen für sich beanspruchen können und worin überhaupt die legitimen Motivationen und Ziele wissenschaftlichen Forschens bestehen. Insbesondere Letzteres verweist auf Fragen von Wissenschaftsethik und Wissenschaftskultur, die je nach Disziplin, kulturellem Umfeld und soziohistorischem Kontext höchst unterschiedlich ausfallen können. So zielt etwa die Wissenschaft der Medizin nicht bloß darauf ab, wissen zu wollen, wie der menschliche Körper funktioniert, sondern impliziert zugleich den Willen, Krankheiten zu heilen beziehungsweise zu verhindern und menschliches Leben gegen unterschiedliche Zerfallstendenzen zu verteidigen, gegebenenfalls sogar die natürlich gegebenen körperlichen Fähigkeiten zu optimieren und auszuweiten. Die Literaturwissenschaften sehen sich einerseits als Lehre vom richtigen Textverstehen, andererseits als Schulen ästhetischer Empfindsamkeit.

Auch die Kulturanthropologie operiert mit verschiedenen ethischen Imperativen: Ihre Ansprüche an das Verstehen kultureller Lebenswelten gehen zum einen traditionell mit politisch-gesellschaftlichen und bisweilen auch noch sozialpädagogischen Gerechtigkeitsansprüchen einher, den von der hegemonialen Kultur vernachlässigten, unterprivilegierten oder ausgeschlossenen Milieus und Artefakten Zuwendung, Ausdruck und Anerkennung zu verschaffen. Dies korrespondiert neuerdings mit Tendenzen zur ethnografischen Durchdringung und Entlarvung von Lebenswelten, die umgekehrt gerade wegen ihrer hierarchischen Stellung im gesellschaftlichen Machtgefüge oft jegliche Transparenz verwehren («Research Up», → Beitrag von Dobeneck, Zinn-Thomas, S. 86). Zum anderen werden vielfach schon die Begegnung mit dem und das Eintauchen ins Forschungsfeld zu einem spezifisch positiv besetzten, praxisstiftenden